

Ziemlich beste Feinde

SILVERSTONE. Vier Tage nur lagen zwischen der Hitze des Zweikampfs von Österreich und der kühlen Zweisamkeit von England. Eine Entschuldigung für den Crash um den Sieg in der Steiermark verlangt Unfallpferd Lando Norris jedenfalls nicht mehr von Max Verstappen. Noch ein Punktsieg für den Weltmeister, diesmal ein mentaler. Ein Chat und zwei Gespräche, schon sollen die ziemlich besten Feinde im spannendsten Formel-1-Duell seit Langem wieder wie gehabt beste Kumpel sein.

Vor dem Großen Preis von Großbritannien am Sonntag (16 Uhr im F.A.Z.-Liveticker zur Formel 1 und bei Sky) klingen die beiden Gegner fast wie Chorknaben. McLaren-Pilot Norris, in der Weltmeisterschaft 81 Punkte zurückliegend, aber mit dem derzeit besten Auto ausgestattet, hat die Vertrauensfrage für sich schon beantwortet: „Max will keinen Unfall bauen, er will ja nicht sein eigenes Rennen zerstören.“ Für seine eigene Herangehensweise bedeute das, den Stil seines Gegners noch intensiver zu studieren: „Die Rollen in jedem einzelnen Bereich müssen klar sein. Man muss bereit sein, das zu geben, was er einem gibt. So einfach ist das.“ Genau deshalb hat es in Spielberg ja auch so einfach nicht geklappt, dem anderen aus der Vernunft heraus den Vortritt in der dritten Kurve zu lassen.

Der Monegasche Charles Leclerc war 2019 auf ähnliche Art wie Norris mit dem Niederländer aneinandergelassen. Hinterher war der Ferrari-Fahrer zu Verstappen gegangen und hatte ihm erklärt: „Von nun an fahre ich genauso wie du.“ Was er auch tat. Resultat: Respekt wiederhergestellt. Auch Norris behauptet, dass er eine Menge gelernt habe: „Leicht wird es zwar nicht, aber ich will es auch nicht leicht.“

Lewis Hamilton hätte Auskunft geben können, wie es sich mit dem schwerwiegenden Vorwurf von McLaren-Teamchef Andrea Stella verhält, Verstappen habe nichts aus den vielen Vorfällen der Vergangenheit gelernt, weil er meist straffrei davongekommen sei. Doch der Rekordchampion verneint das knapp, ansonsten schweigt er. Hamilton selbst hat mit der Fragilität von Freundschaften im Renngeschäft seine eigenen Erfahrungen, aus der Beziehung zu seinem Jugendfreund Nico Rosberg wurde bei Mercedes eine echte Inteamfeindschaft.

Verstappen will außerhalb der Rennstrecke keinen Zoff, dementsprechend abgeklärt gibt sich der Red-Bull-Fahrer: „Lando hat um seinen zweiten Grand-Prix-Sieg gekämpft, für mich wäre es der 62. Erfolg gewesen. Da ist doch klar, dass die Emotionen unterschiedlich sind.“ Formel-1-Piloten sind krasse Charaktere, passend zu ihrem Tun im Grenzbereich. Erfolg hat am Ende nicht der mit den überzeugendsten Treueschwüren, sondern der Kompromissloseste. Siehe Senna. Siehe Schumacher. Siehe Verstappen.

Kurz vor der Saisonhalbwende stellt sich die Frage, ob der Crash nur eine Episode war oder einen Zustand beschreibt. Verstappen sagt treuherzig: „Wir wollen beide nicht, dass so etwas in Zukunft noch einmal passiert. Das Einzige, was zählt, ist meine Freundschaft mit Lando!“ Was die Kritik an seiner Fahrweise angeht, wie dem verurteilten Schlenker beim Bremsen, wird der Weltmeister noch deutlicher: „Darauf gebe ich einen Scheiß. Ich gehe nach Hause und lebe mein Leben.“ Bis sich vor der nächsten Kurve die Fahr-Stilfrage aufs Neue stellt. RICHARD BLEHN

In Kürze

Messi verschießt und siegt

Nach einem dramatischen Spiel gegen Ecuador ist Argentinien ins Halbfinale der Copa América eingezogen. Der Titelverteidiger setzte sich in Houston 4:2 im Elfmeterschießen durch. Lionel Messi, der beim letzten Gruppenspiel gegen Peru wegen einer Beinverletzung aussetzen musste, verschoss den ersten Elfmeter. Lisandro Martínez von Manchester United hatte in der 35. Minute per Kopf für die Albiceleste getroffen. Ecuadors Enner Valencia verschoss in der 61. Minute einen Elfmeter, doch in der ersten Minute der Nachspielzeit gelang Kevin Rodríguez der Ausgleich. dpa

Alcaraz wackelt und siegt

Titelverteidiger Carlos Alcaraz ist beim Tennisturnier in Wimbledon in die vierte Runde eingezogen. Der Spanier hatte beim 5:7, 6:2, 4:6 7:6 (7:2), 6:2 gegen Frances Tiafoe aber zwischenzeitlich große Schwierigkeiten. Der US-Amerikaner setzte Alcaraz mit seiner aggressiven Spielweise unter Druck und zwang ihn so zu Fehlern. Erst im vierten Satz wurde Alcaraz besser. Die Nummer drei der Welt trifft nun auf den Franzosen Ugo Humbert oder den US-Amerikaner Brandon Nakashima. dali.



Wer zuletzt grüßt, grüßt am besten: Ingrid Klimke auf Franziskus (l.) und Isabell Werth mit Wendy wollen nach Paris.

Fotos dpa



Es kann nur eine geben

Isabell Werth und Ingrid Klimke kämpfen mit zwei besonderen Pferden um den letzten Platz im olympischen Dressur-Team.

Von Julia Basic, Aachen

Geht es in diesem Duell allein um Schönheit, wäre der Ausgang eindeutig: unentschieden. So unterschiedlich die Pferde von Ingrid Klimke und Isabell Werth sind, Hingucker sind sie beide. Auf der einen Seite Klimkes Franziskus, genannt „Franz“, ein 16 Jahre alter Hengst, dunkelbraun, muskelbepackter Hals, begehrter Deckhengst, auf dem Höhepunkt seines Könnens im Dressurviereck. Auf der anderen Seite Werths filigrane Wendy, langbeinig, schwarzes Fell, erst zehn Jahre jung, am Anfang ihrer Grand-Prix-Laufbahn.

Doch um Schönheit geht es im Duell Franz gegen Wendy nur am Rande. Schön und harmonisch soll das Dressurreiten schließlich immer aussehen. Beim internationalen Reitturnier CHIO Aachen steht der Kampf um die Plätze im deutschen Dressur-Team für die Olympischen Spiele im Fokus. Nur noch von drei plus der Reserveplätze sind übrig, den ersten hat Olympiasiegerin Jessica von Bredow-Werndl mit der Stute Dalera längst sicher. Nach den deutschen Meisterschaften Anfang Juni, wo er zweimal Zweiter wurde, sah es so aus, als hätte auch Frederic Wandres mit Bluetooth seine Startberechtigung erobert. Doch in Aachen zeigte er Nerven, leistete sich technische Fehler und wurde im Grand Prix, der ersten von drei entscheidenden Prüfungen, nur Dritter. Aufgrund ihrer Vorleistungen galten Wandres und Bluetooth trotzdem als so gut wie gesetzt für Paris. „Das ist kein Beinbruch“, sagte Bundestrainerin Monica Theodorescu, „wir haben alle gesehen, in welcher guten Verfassung die beiden sind.“ Das gelte aber auch für die weiteren Kandidaten.

Ingrid Klimke und Isabell Werth sind die erfahrensten und wohl auch nervenstärksten Reiterinnen, die der deutsche Pferdesport zu bieten hat. Beide könnten in Paris Geschichte schreiben. Klimke, 56, im Herzen Vielseitigkeitsreiterin, 2000 in Sydney erstmals bei Olympischen Spielen am Start, hat seitdem zweimal Team-Gold und einmal Silber beim wichtigsten Sport-Event der Welt gewonnen. Sie könnte als erste Reiterin Medaillen in zwei olympischen Disziplinen gewinnen. Würde es ihr gelingen, mit Franziskus den Sprung ins deutsche Team zu schaffen, täte sie es ihrem Vater, Reiner Klimke gleich, der 1960 in der Vielseitigkeit startete und später in der Dressur sechs Goldmedaillen gewann. Werth, 54, die höchstdekorierte Dressurreiterin der Welt, könnte in Paris ihre achte Goldmedaille gewinnen und Kanutin Birgit Fischer als erfolgreichste deutsche Olympionikin ablösen. Beim CHIO soll die

Entscheidung fallen, es ist der letztmögliche Termin für die Nominierung. Der Grand Prix am Donnerstag brachte keine Vorentscheidung. Werth und Wendy legten mit 76,5 Prozentpunkten trotz eines Fehlers knapp das beste Ergebnis vor. Die beiden kennen sich noch nicht lang, müssen im Eiltempo nach Paris. Die Stute steht seit Januar in Werths Stall in Rheinberg. Der dänische Championstreiter Andreas Helgstrand ritt sie zuvor, bis ein Fernstehteam undercover in seinem Stall filmte und Trainingsmethoden aufdeckte, die den dänischen Verband dazu veranlasste, den Reiter aus dem Bundeskader zu verbannen. Damit die hochtalentierteste Wendy eine Chance bekommen konnte, in Paris zu starten, gingen Werth und ihre Mäzenin Madeleine Winter-Schulze eine „Partnerschaft“ mit Helgstrand ein, wie Werth es formuliert. Für sie ist es ein Glücksfall, denn mit ihrem eigentlichen Spitzenpferd Quantaz waren die Chancen gering. Nachdem Wendy leicht verletzt für die deutschen Meisterschaften ausfiel, wollte der Dres-

surausschuss des deutschen Reiterverbandes, der die Paare für Paris auswählt, die Stute in Aachen im direkten Vergleich mit den weiteren Kandidaten sehen. „Es war unsere bisher beste Runde“, befand Isabell Werth nach dem Grand Prix, „wir wachsen immer mehr zusammen.“ Das Rennen um Paris, sagt sie, sei „relativ offen. Wir müssen hier alle gut reiten.“ Ingrid Klimke wäre in Aachen gern in beiden Disziplinen angetreten, durch das Gelände galoppiert und im Dressurstadion geritten. Mit Franziskus, den sie in jahrelanger Arbeit zum Spitzendressurpferd geformt hat, lag sie nach der Dressur-DM auf Kurs. In der Vielseitigkeit waren ihre Chancen nach dem Ausfall ihres Spitzenpferdes Asha gesunken. Der Dressurausschuss legte ihr nahe, sich in diesem Jahr auf eine Disziplin zu konzentrieren und nicht das Risiko einzugehen, sich bei einem Start in der Vielseitigkeit kurz vor den Spielen zu verletzen – wie es im vergangenen Jahr geschehen war, als sie sich bei der DM einen Schlüsselbeinbruch zugezogen hatte. Alles auf die Karte Dressur also, „in der Hoffnung, dass der Traum in Erfüllung geht“, sagt Ingrid Klimke. „Und wenn nicht, haben wir alles gegeben. Mehr können wir nicht tun.“ Ihr fehlerfreier Grand Prix wurde mit 76,043 Prozent und Platz zwei belohnt – nicht einmal ein halber Prozentpunkt weniger als Werth und Wendy. „So spannend“, sagt Sportchef Dennis Peiler, „war es selten.“ Wie der Ausschuss sein Luxusproblem löst, steht spätestens Sonntag nach der Kür fest.

Andy. Aus. Vorbei.

Wimbledon erhebt sich voller Liebe: Andy Murray feiert Abschied – spielt aber noch ein bisschen



Zu Hause warten Frau und vier Kinder: Der Schotte Andy Murray verlässt langsam den Tennisplatz. Foto EPA

Bildschirmen im Stadion ein kurzer Film gezeigt mit all den großen Triumpfen und den (oft noch viel größeren) Niederlagen des 37-jährigen Schotten. Novak Djokovic, Rafael Nadal, Roger Federer und Serena Williams kommen zu Wort, berichten von seinem großen Siegeswillen und vom Stolz, der sie erfüllt, weil sie gegen ihn spielen durften. Natürlich kommen dann die Tränen. Die Menschen stehen im Stadion. Auch Djokovic, eine Woche jünger als Murray, ist gekommen. Er macht sich noch Hoffnungen auf den Titel dieses Jahr. Aber bei Murray geht es nicht mehr. Der Applaus hört nicht auf. BBC-Reporterin Sue Barker, die Murray interviewen soll, sagt: „Ich kann sie nicht stoppen, Andy. Sie lieben dich.“

Murray, daran gibt es keinen Zweifel, hat sich ins Herz der Briten geschlagen. Er zählt zu den großen Athleten, die das Vereinigte Königreich hervorgebracht hat. Zweimal Olympiagold im Einzel. Ein Grand-Slam-Titel bei den US Open, zwei in Wimbledon. 2013 krönt Murray sich zum ersten britischen Sieger beim Rasenklassiker seit Fred Perry 1936 und wird später neben Stanislas Wawrinka der Einzige, der während der Zeit von Djokovic, Nadal und Federer drei Grand-Slam-Trophäen gewinnt. Doch im Gegensatz zu Wawrinka schafft er es auch, die Nummer eins der Welt zu werden, 41 Wochen lang insgesamt in seiner Karriere. Das führt dazu, dass man die Big Three zu Murrays besten Zeiten zu den Big Four erweitert.

Murray ist aber vor allem jemand, der die Tenniswelt inspiriert. Er ist nicht der Talentierteste seiner Generation, aber vielleicht derjenige, der am härtesten arbeitet. Das führt ihn in elf Grand-Slam-Finals. Acht davon verliert er. Doch Murray gibt nie auf, kämpft sich aus unzähligen Verletzungspausen zurück. 2019 kündigt er bei den Australian Open unter Tränen sein Karriereende an. Die

Schmerzen sind zu groß. Dann bekommt er ein künstliches Hüftgelenk eingesetzt und kehrt doch wieder zurück. 2019 wird er zum Ritter geschlagen, heißt fortan Sir Andrew Barron Murray. Für die Briten bleibt er Andy.

Trotz all der Erfolge ist Murray nahbar und bodenständig. Er setzt sich für das Frauentennis ein wie wenige andere Männer, bleibt in seinen größten Momenten charmant, fällt in den schwierigsten nie negativ auf. Vor allem ist Murray jemand, der über sich selbst lachen kann. Es ist ihm zu verdanken, dass der Abschied nicht zu pathetisch, aber doch rührselig wird. Immer wieder gibt es etwas zum Schmunzeln, etwa als sich Murray bei seiner Frau für die Unterstützung bedankt und erzählt, wie sie sich einst kennenlernten am Rande eines Turniers. Beide waren 18 Jahre alt. Sie gingen aus, und auf dem Heimweg fragte Murray sie nach ihrer E-Mail-Adresse. „Was vielleicht nicht das Normalste ist, das man tun würde.“ Beim ersten Spiel, zu dem sie kommt, muss sich Murray zweimal übergeben. Einmal direkt vor ihren Augen. Einmal in die Tasche des Gegners. „Sie mochte mich trotzdem noch. Da wusste ich: Das ist die Frau fürs Leben.“

Der Vater von vier Kindern wird bald mehr Zeit haben für die Familie. Es könne anfangs etwas steinig werden, wenn ihm seine Frau in ein paar Monaten jeden Tag sehen müsse, sagt Murray: „Aber wir freuen uns auf den Rest unseres Lebens.“ Was das bereithält? Mal sehen. In Wimbledon wird er früher oder später wieder auftauchen. Doch die Kommentatorenkabinen seien zu eng. In einer Coachingbox würde er sich wohler fühlen. Murray als Trainer? Es schien in diesem Moment alles noch weit weg und wirkte doch wie das perfekte Ende für diese Geschichte. Weil trotz all der Vergangenheit, die im Fokus stand, auch sichtbar wurde, wie die Zukunft aussehen könnte. DAVID LINDENFELD

Schotter, Staub, Stürze

Kritik am Tour-Ausflug ins Unwegsames

DIJON. Es waren Bilder, die in Erinnerung blieben. Weil sie den Kontrollverlust illustrierten, den selbst ein auf Siegen in Serie ausgerichtetes Super-team wie Visma-Lease a bike an Tagen wie diesen nicht verhindern kann. Tour-Favorit Jonas Vingegaard hatte am hektischsten Tag der Frankreich-Rundfahrt vor zwei Jahren – Kopfsteinpflasteretappe nach Arenberg – einen Defekt erlitten. Es folgten skurrile Szenen einer in Panik geratenen Equipe: Zwei Teamkollegen reichten ihrem Kapitän ihre Räder weiter, doch Vingegaard kam mit beiden Velos nicht zurecht, sodass er wieder abstieg. Allgemeines Chaos, bis er vom herangerauschten Teamfahrzeug einen passenden fahrbaren Untersatz gereicht bekam. Am Ende konnten Vingegaard und Co. den Schaden begrenzen, Hauptkonkurrent Tadej Pogacar vermochte aber einige Sekunden herauszufahren auf den grobgeplasteren Rüttelpisten im Norden Frankreichs.

An diesem Sonntag führt die Tour ihre radelnden Protagonisten wieder auf unwegsames Gelände. Die Champagne erwartet die Profis mit einem 199 Kilometer langen Parcours in Troyes und um Troyes herum, der auf 32 Kilometer verteilt 14 Schottersektoren beinhaltet. Loser Untergrund also, auf dem Defekte, Stürze und anderes Ungemach drohen. Vor allem für die leichtgewichtigen Kletterer, die an solchen Tagen nichts zu gewinnen, aber enorm viel zu verlieren haben. Wenn sie nicht Tadej Pogacar heißen, der schon auf allen Straßenbelägen seine Extraklasse bewiesen hat.

Es ist eine Grundsatzdiskussion, die im Peloton geführt wird vor solchen Etappen – und je nach Schaden, die sie anrichtet hat, auch danach: Gehören Schotter oder Kopfsteinpflaster in die Route des größten und wichtigsten Rennens des Jahres? Die einen freuen sich auf einen spannenden, unversehbareren Renntag auf speziellem Terrain, andere fürchten ein gefährliches, den Launen des Schicksals ausgesetztes Gemetzel.

Die Teamchefs großer Mannschaften mit aussichtsreichen Klassementen fahren in ihren Reihen wie der Bayer Ralph Denk (Red Bull-Bora-hansgrohe), der Niederländer Richard Plugge (Visma-Lease a bike) oder der Belgier Patrick Lefevere sind gegen ohne Not ins Programm gehobene Spektakel wie diese. Zu gefährlich, zu groß sei das Sturzrisiko, zu einflussreich der Faktor Zufall, der monatelange Vorbereitung in einer Staubwolke auflösen könnte (für die Hatz über die Gravel-Passagen ist trockenes Wetter angesagt). „Es macht überhaupt keinen Sinn. Schotter kann einen riesigen Einfluss haben, man bringt die Elemente Glück und Pech zu sehr ins Rennen ein“, sagte Plugge.

Das klassische Gegenargument lautet: Ein Tour-Sieger sollte ein kompletter Fahrer sein, der jede Art Herausforderung des Radsports meistert – also auch die Wehrhaftigkeit und Stressresistenz aufbringen, welche solche Teilstücke erfordern. Die diesjährige Grande Boucle fragt im Besonderen alle Facetten des nächsten Champions ab: Anspruchsvolles Auftaktwochenende, frühe Hochgebirgsetappe, weitaus mehr Zeitfahrkilometer als zuletzt, Gravel-etappe, brutal schwere finale drei Tage.

Nun setzt die Tour nicht nur Trends für die Fahrradwelt, sondern spiegelt sie auch. Querfeldein zu fahren und dafür das passende Velo zu haben ist ein Wachstumssegment der Fahrradindustrie, die wiederum im großen Stil die Profiteams sponsert. Das radsportinteressierte jüngere Publikum zieht es weniger auf dem Rennrad in den Straßenverkehr, sondern mehr offroad ins Grüne. Im Sattel von Gravelbikes, die schnell und geländegängig sind. Auch Straßenprofis wagen häufig Ausflüge zu Gravelrennen. Die Pflaster-Etappe vor zwei Jahren bei der Tour bot atemlose Rennaction mit schier irrwitziger Abfolge rennentscheidender Ereignisse. Es könnte wieder so kommen. ALEX WESTHOFF

Evenepoel siegt im Zeitfahren

WELTMEISTER REMCO EVENEPOEL hat das erste Einzelzeitfahren der 111. Tour de France gewonnen. Der Belgier vom Team Soudal Quick-Step setzte sich nach 25,3 Kilometern auf der siebten Etappe in 28:52 Minuten vor Spitzenreiter Tadej Pogacar (UAE Emirates+0:12 Minuten) und Primoz Roglic (Red Bull-Bora-hansgrohe+0:34) durch. Titelverteidiger Jonas Vingegaard (Visma+0:37) wurde Vierter. Durch seinen ersten Tour-Etappensieg verkürzte Evenepoel den Rückstand in der Gesamtwertung auf Pogacar auf 33 Sekunden. Dritter im Ranking ist der Däne Vingegaard, der bereits 1:15 Minuten zurückliegt.